

Warum sind wir national, warum monarchisch?

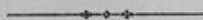
# Festrede,

gesprochen zum Geburtstage unseres Kaisers

am 27. Januar 1914

von

Direktor Dr. Aug. Müller.



Hochansehnliche Festversammlung! Verehrtes Kollegium!

Liebe Schülerinnen!

„Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“

Das Erinnerungsjahr 1913 liegt hinter uns. Als Söhne und Töchter eines Volkes, das aus Zerrissenheit und ohnmächtiger Knechtschaft sich durchgekämpft hat zur Einheit und Freiheit, schauten wir rückwärts und nährten unseren Geist an den Idealen einer großen Zeit; als Glieder eines Volkes, das neben 1813 1870 erlebte und nach jenen beispiellosen kriegerischen Erfolgen seit mehr als 4 Jahrzehnten sich als ein Hort des Weltfriedens erwiesen hat, brachten wir mit der großen Zeit die großen Männer uns nahe, die mitgewirkt haben, ein neues und schöneres Deutschland erstehen zu lassen. Vor der Schlacht bei Salamis riefen die Griechen das heimische Heroengeschlecht des Aeakos im Gebet zur Hilfe herbei. So sind die Großen der Jahre der Erhebung und Befreiung unseres Vaterlandes, eingegangen zum internationalen Adel



der Menschheit, raum- und zeitlos über der Geschichte schwebend, auch heute noch unsere besten Bundesgenossen, wenn es gilt, Hindernisse der inneren und äußeren Entwicklung zu bekämpfen; denn wir feierten mit dem Jahre 1813 die höheren sittlichen Mächte, die unsere Volksgenossen stark machten, ihren Arm bewehrten und ihre Herzen stählten zum siegreichen Kampf gegen den scheinbar Unüberwindlichen. Wir feierten die im Kampf wider den alles freie Leben im Staate erstickenden Bonapartismus erwachte neue moderne Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der Persönlichkeit und ihrer schaffenden Kräfte den sittlichen Halt der Nation sieht. Wir feierten die Ewigkeitsideale, die unsere Volksgenossen in der Erniedrigung aufrichteten und als leuchtende Muster für alle Zeiten vor Augen stellten: „Freiheit, Recht und Licht und Liebe.“ So begingen wir die Erinnerung an 1813 im Geiste des Philosophen Fichte, der daran festhielt, daß unter allen neueren Völkern unser Volk es ist, in dem „der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt“ und dem „der Vorschnitt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist“; <sup>1)</sup> daß die Welt infolgedessen ärmer geworden wäre an den Gütern und Gaben der Kultur, wenn es den feindlichen Mächten zu Anfang des 19. Jahrhunderts gelungen wäre, es endgültig niederzuringen. Wir feierten es aber auch aus der Empfindung heraus, daß der kategorische Imperativ der nationalen Pflichterfüllung, der 1813 in einem ganzen Volke zur schönsten patriotischen Tat führte, auch heute noch lebendig und dem denkenden Teil unserer Nation kein Opfer zu groß ist, wenn es des Reiches Sicherheit und des Landes Wohlfahrt und Größe gilt.

Im abgelaufenen Jahre aber feierten wir nicht bloß das Erwachen und mächtige Aufflammen des deutschen Volksgeistes vor hundert Jahren. Wir feierten auch das 25jährige Regierungsjubiläum eines Fürsten, wie ihn auf dem weiten Erdenrund kein anderes Volk sein eigen nennen kann. Wir feierten mit dem Fürsten die starke, jahrhundertealte Dynastie, unter deren glänzender Führung Preußen und Deutschland zu vorher ungeahnter und früher niemals gekannter Kulturhöhe sich emporarbeitete. Wir feierten ein Vierteljahrhundert Kulturarbeit unseres Volkes, die unter regster und innigster Teilnahme unseres Kaisers geleistet wurde. Und als einen ganz besonderen Segen des Jubiläumstages durften wir es preisen, daß frank und frei ausgesprochen werden konnte, was Wilhelm II. für seine Preußen und Deutschen Großes und Schönes in der zurückliegenden Regierungszeit geschaffen hat. In der Zeit der allgemeinen Öffentlichkeit genügt für den Fürsten nicht mehr der Nimbus des Amtes. Nur tüchtiges Sichrecken, nur das Einsetzen der vollen Kraft im Dienste der großen Allgemeinheit Volk macht den ererbten Besitz zum Eigenbesitz, den Fürsten zum beliebten und gefeierten Monarchen. So beging unser Volk, so begingen alle Deutschen auf der weiten Erde die 25ste Wiederkehr des Tages, an dem Wilhelm II. sein hohes, verantwortungsvolles Amt antrat, mit dem Segenswunsch: „Glück und Ruhm dem deutschen Vaterland, seinem Volke Frieden und Wohlfahrt, Segen und Heil seinem erhabenen Herrscherhause.“

---

<sup>1)</sup> Siehe Fichtes Schlußrede an die deutsche Nation.

Verehrte Gäste! In manchem unter Ihnen mag sich soeben der Gedanke ausgelöst haben: So allgemein ist die Freude denn doch nicht gewesen und ist sie auch heute nicht bei der nationalen Feier des 55. Geburtstages unseres Herrschers. Hunderttausende stehen abseits. Sie wollen, bezaubert von der vagen Vorstellung kosmopolitischer Ideen, ganz im Banne internationaler Träumereien, von einer nationalen Entwicklung nichts wissen; sie wollen nichts wissen von der Monarchie und infolgedessen auch nichts von der Mitfeier der Feste im Kaiserhause.

Es ist leider Wahrheit und für den Patrioten schmerzlich, sich gestehen zu müssen: Verführt von gewissenlosen Demagogen, im Mangel der Einsicht in die Bedingungen des Staats- und Kulturlebens der Gegenwart wollen Tausende und Abertausende all ihr Sinnen und Denken und Fühlen nur noch einer Empfindung weihen, sie wollen nur noch Menschen sein.

Nationale Festtage sind Tage ernster Besinnung. So mag es denn auch der Würde des heutigen Tages, an welchem wir Sie gebeten haben, mit uns den Geburtstag unseres Kaisers zu begehen, nicht unangemessen erscheinen, uns einmal wieder Rechenschaft zu geben über die zwei Fragen: Warum sind wir national? Warum sind wir monarchisch?

Warum sind wir

## national?

Die Gegner höre ich sagen: Vor wenigen Jahrhunderten noch vollzog sich die Entwicklung der einzelnen Völker im großen und ganzen unabhängig von einander. Da war sie naturgemäß national. In verschiedenen Höhen und Tiefen sprudelten die Quellen und flossen die Bäche. Heute aber ergießen sie ihre Wasser in ein einziges großes Bett, und ein gewaltiger Strom der Entwicklung nimmt alle lebensfähigen Kulturadern der Völker in sich auf und gewinnt stets an Breite und Tiefe. Wie der Druck mit beweglichen Metalltypen seit Gutenberg die Zeitschranken, so hat die Verwendung der Dampfkraft die Raumschranken und damit auch die Schranken der Nationen überwunden und niedergerissen. Gleich dem Sturme durchbraust die Lokomotive die festländischen Gebiete unseres Planeten. Die Welle des Weltmeeres durchschneidet das Dampfschiff in rasender Schnelle. Die früher Schrecken erregende und darum isolierende Wasserwüste ist heute die breite Straße für den Völkerverkehr geworden. Was die länderverknüpfende Eisenbahn und das völkergattende Schiff an Barrieren zwischen den Nationen gelassen, wurde durch den Telegraphen überwunden. Der elektrische Funke zuckt von Kontinent zu Kontinent, und mit der Geschwindigkeit des Blitzes umfliegt der menschliche Gedanke den Erdball. Die Hindernisse früherer Zeiten sind gefallen, alle Länder und Völker, alle Erdteile und Menschenrassen in das große Ganze der Menschheitsgeschichte einbezogen. Wir stehen im Zeichen des Verkehrs und der Internationalität.



Internationale Gelehrtenorganisationen gibt es in Menge, und internationale Gelehrtenkongresse weisen der Forscherarbeit die gemeinsamen Ziele und Bahnen. Der Gedanke ist international.

International ist auch das Gut. In früheren Jahrhunderten konnte sich ein Volk hartnäckig gegen das andere abschließen und nach Laune die Grenzen sperren und öffnen. Heute aber ist der geschlossene Handelsstaat, von dem noch ein Fichte träumte, im Inventar der Geschichte begraben. Der Handel hat sich über die einzelnen Wirtschaftsgebiete hinaus zum Welthandel erweitert und die Völker in einem höheren Organismus, der seit einigen Jahrzehnten schon den ganzen Erdkreis zu seinem Wirkungsfeld erkoren hat, vereint.

International sind aber nicht nur der Gedanke und das Gut. International sind auch die Verkehrsmittel. Nach internationalen Vereinbarungen vollzieht sich seit 1874 der Postverkehr der Völker. Seit 1865 existiert ein internationaler Telegraphenverein, und internationale Dampfschiff- und Eisenbahngesellschaften regeln den Personen- und Güterverkehr.

Wie der Gedanke und das Gut und die Verkehrsmittel zum Austausch von Gedanke und Gut, von Personen und Sachen, so liesse sich noch manches aufzählen, das internationalen Charakter trägt.

Verehrte Festgenossen! Aber genügt das Gehörte nicht für jeden Vernünftigen zur Schlußfolgerung, daß die nationale Entwicklung nur noch ein rückständiges Gebilde aus vergangenen Tagen sei? Ist es darum nicht auch richtig, den Patriotismus als etwas Überlebtes abzulegen und zu den Toten zu tragen? Hat da nicht am Ende Tolstoi recht, der da behauptet, der Patriotismus sei ein von den „Regierungen“ und den „herrschenden Klassen“ aus eigennütigen Motiven künstlich erzeugtes Gefühl, ein Affekt, der von oben her durch Schule und Kirche dem kindlichen Gemüt amtlich eingepflegt, durch äußeres Schaugepränge, Glockengeläute und Kanonendonner, glänzende Uniformen und Revüen angestachelt werde? Ist so nicht, im Tolstoischen Sinne gesprochen, die „ausschließliche Hinneigung zum eigenen Volke ein Verbrechen“? So muß denn auch die Feindseligkeit unter den Nationen, „das Lobpreisen des militärischen Heldentums, d. h. des Mordens“ endlich ein Ende nehmen. <sup>1)</sup>

Gegenüber solchen, aus russischen Zuständen abstrahierten Behauptungen Tolstois können wir, wie die Angehörigen aller westeuropäischen Nationen, der Wahrheit gemäß erklären, daß wir einen solchen Unterschied zwischen Regierenden und Regierten nicht kennen, daß ein solcher Egoismus der Herrschenden bei uns ebenso unerhört als bei der sittlichen Reife der Bürger einer civilisierten Nation undenkbar ist. Ohne den Philosophen um eine Rechtfertigung, den Psychologen um eine Erklärung anzugehen, müssen wir mit Otto Liebmann als Tatbestand anerkennen: Die Liebe zu Heimat und Vaterland ist ein Instinkt, eine natürliche Herzensneigung, genau so, wie

<sup>1)</sup> Tolstoi nennt in seinem Aufsatz „Patriotismus und Regierung“ (Eug. Diederichs, Leipzig 1900) den Patriotismus eine „überlebte Idee“ (p. 14), ein „schreckliches“ (p. 18) ja „ein unmoralisches Gefühl“ (p. 30), das die Regierungen nötig hätten, die schön „nach der Art ihrer Tätigkeit, die nichts als Vergewaltigungen zum Zwecke habe, immer aus den der Heiligkeit entgegengesetztesten Elementen, aus den allerfrechsten, rohesten und unmoralischsten Menschen“ bestünden (p. 27).

die Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind. Dagegen „der Mensch an sich, der reine Weltbürger, der vaterlandslose Kosmopolit, wie er in der Aufklärungsphilosophie früherer Jahrhunderte und in radikalen Theorien von heute als Material für künstliche Gesellschaftskonstruktionen angenommen wird, ist ein abstraktes Schattending, das nirgends als im Lande Utopia angetroffen werden kann. Die Familie, die Blutsverwandtschaft, der Stamm, das Volk, der Staat, die Gemeinsamkeit der Muttersprache, der Heimat, der ererbten Sitten und Gebräuche, diese aus natürlichem Samen von selbst hervorgewachsenen Naturprodukte, verknüpfen die Vielheit der Einzelmenschen zu einem lebendigen Gesamtkörper, der somit durch mannigfaltige Bande der Pietät zusammengehalten wird. Wie es dem natürlichen Instinkt und Gefühl nach recht und gut ist, daß der Sohn seine Eltern, der Bruder seine Geschwister, der Gatte sein Weib und seine Kinder liebt und mit Leib und Leben gegen jeden Angriff schützt, so ist es von Natur recht und gut, daß jedermann seine Nationalität, seine Muttersprache, sein Vaterland liebt, vor Vernichtung schützt und, wo es die Not gebietet, gegen den drohenden Feind die tödlichsten Waffen ergreift, zumal dann, wenn er mit seiner Nation zugleich einen aufgehäuften kostbaren Schatz von nationaler Bildung und Kultur zu verteidigen hat“. Zum Vaterland fühlt jeder sich gezogen, heißt es in Euripides Phönizierinnen, „wer anders spricht, spielt mit Worten, und nach der Heimat stehen die Gedanken“: so spricht in der Brust jedes gesunden Menschen der natürliche Instinkt und das sittliche Gewissen.

Und wie der Patriotismus sich nicht überlebt hat, so ist gleicherweise auch die nationale Entwicklung durch den geschichtlichen Gang nicht überwunden und unzeitgemäß und rückständig geworden.

Auf der Urstufe der menschlichen Entwicklung war der Mensch dem Menschen feind. Seine Sittigung wurde angebahnt im Schoße der Familie. Die Ehe führte von dem „Ich“ des Einzelnen zum „Wir“ der Gesellschaft. Die erste und vornehmste Interessengemeinschaft war geschaffen. Frühzeitig suchte und fand der Mann außerhalb der Familie Betätigung seiner mancherlei Kräfte. Er schloß sich mit Kampf- und Leidensgenossen zusammen und schuf eine höhere Einheit. Nicht mehr das Haus war ferner seine Burg. Es entstanden die Begriffe Heimat, Vaterland, Staat. Wie sich nun historisch über die Familie als höhere Einheit der Staat gestellt hat, ohne die Familie zu zerstören, vielmehr ohne die Grundlage der Familie gar nicht gedacht werden kann, so fügte die historische Entwicklung am Pyramidenbau der Zeiten eine weitere Einheit über die verschiedenen auf der Grundlage des Elementarstaates der Familie aufgebauten Volkseinheiten, nämlich die internationale Interessengemeinschaft. Und diese Volkseinheiten haben sich — wie jede Einzelpersonlichkeit — zu entwickeln und entwickelnd auszuleben. Aus ihrer gegenseitigen Reibung und lebendigen Berührung zieht gerade die internationale Idee ihre beste Kraft, aber sie verblaßt zu wesenlosem Scheine, sobald sie, von den Volksindividualitäten losgelöst, ein Dasein führen soll. Sie teilte das Schicksal des Antäus, der seiner Kraft verlustig ging, sobald er den Boden unter den Füßen verlor. Wenn auch andererseits gegenwärtig keine lebensfähige Nation den Angelegenheiten der Menschheitskultur sich ent schlagen kann, ohne ihren Lebensnerv selbstmörderisch zu zerstören, der Zug der Zeit die Inter-

nationalität der Interessen in den Vordergrund schiebt, so kann doch der ehrliche Beobachter, der die Dinge in dem richtigen historischen Blickpunkte zu schauen versteht, sich die Warnung nicht versagen, in einseitiger Weise einem vagen Kosmopolitismus, in unklarer Empfindung einem allgemeinen Weltbürgertum das Wort zu reden. Denn die Absicht der Natur ist und bleibt, „daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe und jedes Volk in seiner Eigentümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allem dem entwickele und ausbilde, was es nach seinen ihm besonderen Anlagen und Kräften werden kann und darum auch werden soll“. Nicht in einförmigem Einerlei — Uniformierung ist von jeher das große Zeichen menschlicher Schwäche gewesen — „sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichtum der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbart sich der große Weltgeist, wie in der leblosen so in der lebendigen Natur. Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde, so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seins und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plane der Natur verzeichnet. Ein jedes soll durch Entwicklung und Ausbildung der vernünftigen Natur der Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise, auf seinem eigenen Wege, mit den ihm eigentümlich zugemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden von uns sein ihm eigener Wohnplatz angewiesen; darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, seine ihm eigentümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften, und mit diesem allem seinen besonderen Charakter, seine besonderen Sitten und Gebräuche und Gesetze. Wenn alle die Berge und Höhen sich zur Ebene niedersenkten, — alle Ströme und Flüsse in gleichförmig ausgeschnittenen Betten, jedes in abgemessener Entfernung dahinflößen, — alle Pflanzengeschlechter in einer einzigen, wenn gleich die höchste Vollkommenheit und Schönheit umfassenden Mittelgattung sich verallgemeinten, so wäre dahin alle Schönheit und Pracht der Erde, erstorben das mannigfaltige Leben der Natur. Wie aber dieses nach Gottes ewigen Gesetzen unmöglich ist, so steht auch im Buche der Weltordnung geschrieben, daß der Asiater nicht Europäer, dieser nicht Morgenländer, der Deutsche nicht Franzose, der Franzose nicht Engländer, sondern jeder nur er selbst, und dieses ganz und in der höchsten menschlichen Vollkommenheit sein und bleiben soll. Damit aber jedes Volk sein ihm eigentümliches Leben frei entwickele, damit sein ihm eigener Geist auch in einem ihm eigenen Körper wirke, damit die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbaren möge, so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besonderen Volke auch sein besonderer Staat. Darum ist Selbständigkeit der Völker, souveräne Freiheit der Staaten, in welchen sie leben, als erste Bedingung eines eigentümlichen Seins, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volkes.“

Warum sind wir

## monarchisch?

Wenn auch die Anfänge des nationalen und staatlichen Lebens jenseits der Erinnerung liegen, so ist doch gewiß, daß die uns bekannte älteste Gestaltung die



monarchische war und nicht die republikanische. „Ihr Wesen mag zuerst das der Patriarchie, der väterlichen Familienherrschaft, oder es mag eine theokratische Priesterherrschaft, ein Kriegsfürstentum oder eine Gerichtsherrschaft gewesen sein; wohl mag auch da und dort die Fürstengewalt gleich im Beginn als reine nur ein Recht kennende Despotie aufgetreten sein – immerhin gibt sich die Vorliebe für die Monarchie als ein Gesetz der menschlichen Natur kund“, als die erste Offenbarung ihres staatenbildenden Triebes. Wie der Historiker, so bestätigt auch der Staatsrechtslehrer: „Die älteste bisher bekannte Staatsform ist die Einherrschaft. Das Volk der Ägypter, das wir durch fünf Jahrtausende hindurch verfolgen können, zeigt uns bei allen Umwälzungen, die es seit seinem Eintritt in die Geschichte erfahren hat, stets das gleiche Bild der monarchischen Verfassung. War den alten Ägyptern auch die Idee des Staates, wie sie sich später auf dem Boden Griechenlands und Roms für alle Zukunft vorbildlich entwickeln sollte, noch fremd, so besaßen sie doch schon eine bis ins einzelne durchgebildete staatliche Organisation mit einem unumschränkt herrschenden König an der Spitze.“<sup>1)</sup> In Altgriechenland standen in der Frühzeit ebenfalls Könige an der Spitze der Gemeinwesen. Später sehen wir einen großen Wechsel der Verfassungs- und Herrschaftsformen, bis schließlich, insbesondere im 4. Jahrhundert, die Demokratie, der „vielköpfige Despot“, wie Aristoteles sie bezeichnet, die Sehnsucht nach der Monarchie weckt. Isokrates preist diese als die gerechteste Staatsform, da nur sie allein das *sum cuique* (Jedem das Seine) verwirklichen könne. Plato spricht in seinem Dialog vom Staatsmann den Gedanken der verfassungsmäßigen Monarchie aus, und mit Aristoteles ist die griechische Staatslehre zu derjenigen Auffassung des Königtums gelangt, in der es seine tiefste Daseinsberechtigung findet, zu der Idee des sozialen Königtums.<sup>2)</sup> Diesem „wahren“ Königtum, das dem Gemeinwohl dient, wird die Aufgabe zugewiesen, sowohl die Besitzenden wie die Nichtbesitzenden gegen die Vergewaltigung durch eine Klassenherrschaft zu schützen, eine Aufgabe, die, wie die Entwicklung lehrt, die Monarchie in hervorragendem Maße zu lösen vermag. In ihr ist eben der Herrscher in eine Sphäre erhoben, die ihn jedem Widerstreit der Klassen- und Parteiinteressen entrückt. Der Monarch als solcher gehört keiner Gesellschaftsklasse, weder der der Arbeitgeber noch Arbeitnehmer, weder der der Großgrundbesitzer und Fabrikherren noch der der Kaufleute an. Politisch steht er „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei“, und wirtschaftlich wird er das Interesse seiner Herrschaft nur darin erblicken können, die Schwachen zu stützen und die Gegensätze möglichst auszugleichen.

In der Monarchie, deren Prinzip die Einheit ist, kommt auch der Grundgedanke des Staates, die Einheitlichkeit der Staatsgewalt, am vollkommensten zur Erscheinung, wie die Erblichkeit der Krone die Stetigkeit der Entwicklung am sichersten verbürgt.

<sup>1)</sup> Wilh. van Calker, „Die staatlichen Herrschaftsformen“ im Handbuch der Politik, I p. 131.

<sup>2)</sup> Vgl. R. v. Pöhlmann, Grundriß der Griechischen Geschichte nebst Quellenkunde in J. v. Müllers Handbuch der Klassischen Altertumswissenschaft, Beck, München 1909, p. 237 ff.

Anders ist es in der Republik. Mit dem Präsidenten kommt hier die Partei zur Herrschaft. Während in der Monarchie die Grundpfeiler des Staates auch bei einem Regierungswechsel des Fürsten dieselben bleiben, ist mit einer Präsidentenwahl vielfach eine Umkehr aller Verhältnisse, der sich vor allem in der Rotation der Ämter bemerkbar macht, verbunden. „In der Demokratie ist der Einfluß der Parteimajoritäten auf die Richtung gebende staatliche Tätigkeit stärker und darum letztere bei Wechsel der Majorität oft schwankend. Während die jeweilige demokratische Regierung um ihre Selbsterhaltung sich mühen muß, ist die monarchische dieser Aufgabe enthoben und kann ihre ganze Kraft auf die Erfüllung der Staatsaufgaben verwenden. So erscheint es nicht auffallend, wenn selbst in der sozialen Gesetzgebung monarchische Staaten die demokratischen zu überflügeln vermögen.“<sup>1)</sup>

Unter den Kulturvölkern der Gegenwart sind es besonders die der germanischen Rasse angehörigen europäischen Nationen, bei denen sich der monarchische Zug besonders entwickelt zeigt, und unter den Germanen sind die Deutschen die besonderen Hüter und Pfleger des monarchischen Gedankens, ihre Länder die Hochburgen des monarchischen Prinzips.

Die Geschichte des deutschen Volkes, das unter der Monarchie die Jahrhunderte durchschritt, durchschritt zum ersten Kulturvolk der Welt, setze ich als bekannt voraus. Ich will Ihnen nur einige höhere Mächte, die den Monarchen gebieterisch fordern, nahe bringen.

Dem Deutschen eignet in hohem Maße ein tiefes Gemüt. Ein sittlicher Idealismus bestimmt ihn in allen seinen Handlungen und verleiht seinem Wirken eine höhere Weihe. Gründlich in seinem Schaffen und in seinem Denken klar, drängt sein Fühlen zur Teilnahme und Hingabe, verlangt seine Individualität eine oberste Verkörperung seiner sozialen Wünsche und Bestrebungen und Ideale in der Gestalt einer einzelnen obersten Persönlichkeit, die, unbeirrt von den Wogen des Alltagslebens, auch unberührt von der Zeiten Flucht, die Invariante bietet in der Veränderlichkeit. Der deutsche Idealismus hat die deutsche Monarchie ins Leben gerufen. Der deutsche Idealismus ist auch ihre stärkste Stütze. Wir verehren in der Person des Fürsten die monarchische Institution.

Wir haben eine Erbmonarchie. Reine Wahlmonarchien sind nach Döllingers Ausdruck in der Geschichte gleich Warnungstafeln aufgerichtet. In Wahlreichen und geistlichen Fürstentümern zeigten die Untertanen in der Regel auch keine Anhänglichkeit an den Fürsten. Persönliche Anhänglichkeit ward immer nur für die zu einer angestammten Dynastie gehörigen Herrscher empfunden. „Es ist ein geheimnisvoller Zauber“, so schildert Waitz die Bedeutung der Erblichkeit der Monarchie, „der ihr innewohnt, den man wohl anfechten, aber doch nicht beseitigen kann; die Völker des

---

<sup>1)</sup> Rehm, Staatslehre Nr. 203. (Vgl. Handbuch der Politik, I. Bd. 13. Abschnitt: Allgemeine Würdigung der Herrschaftsformen von Adolf Tecklenburg).



Altertums haben ihm weniger unterlegen; aber die Germanen und alle, die von ihnen Einfluß auf ihr politisches Leben erfahren haben, sind in demselben befangen<sup>1)</sup> Auch die begeisterte Liebe zu unserem Fürstenhause ist nicht bloß in den persönlichen Eigenschaften des Trägers der Krone begründet, sondern auch in der Verehrung der alten Dynastie selbst, welche seit bald fünf Jahrhunderten auf märkischem Boden festen Fuß gefaßt und sich im Verlaufe der Zeiten als das erfolgreichste Fürstengeschlecht der Neuzeit erwiesen hat.

Dem Germanen ist der Landesherr der Landesvater und damit Gegenstand seiner Ehrfurcht und Liebe Von ihm setzt er voraus, daß er jeder Beschwerde abhelfen würde, wenn er sie nur erführe, oder schlimme Ratgeber es nicht hinderten. Selbst für offenbare Fehler und Mißgriffe hat das Volk ein nachsichtiges Urteil. Denn letzten Grundes sieht es auch in den gekrönten Häuptern Menschen, die dem Irrtum unterworfen sind. Das Band aber, das seit Armins Tagen Fürst und Volk zusammenhält, zusammenhält in allen Lebenslagen, in Glück und Unglück, in guten wie in bösen Tagen, das ist die „eigenste und beste Tugend unseres Volkes“, das ist die deutsche Treue.

Schon Tacitus pries in seiner Germania, dem ältesten Buche, das uns von unseren Vorfahren erzählt, diese Treue, die in den altgermanischen Gefolgschaften den Fürsten und seine Degen unlösbar bis in den Tod verkettete. Die Treue war auch das ideale Band des aus dem Germanentum sich entwickelnden Lehenswesens.

Die Eigenschaften und Tugenden, welche das Volksbewußtsein als die edelsten schätzt, werden in der Poesie am liebsten dargestellt und verherrlicht. Das gewaltigste Epos, das unsere Literatur kennt, das Nibelungenlied, wird zusammengehalten durch den auszeichnenden Grundzug deutschen Wesens, die deutsche Treue. Sie kettet den Freund an den Freund, mildert die furchtbare Rache der gattentreuen Kriemhild und verklärt die wilde Größe des getreuesten Gefolgsmannes, des grimmen Hagen. Die Dichtung ist das Spiegelbild der Wirklichkeit. „In der langen trüben Nacht unserer Geschichte leuchteten die Beweise der deutschen Treue immer und immer wieder als tröstende und ermunternde Sterne bis zu den großen Tagen, in denen die Treue des ganzen Volkes die Zwangsherrschaft Napoleons III. brach und um Wilhelm I. unbesiegbare Streithaufen scharte. Wenn auch alle andern Tugenden der Deutschen oft in Hader, Not und Nachäffung der Fremden zu versinken schienen: die alte deutsche Treue behauptete sich stets als auszeichnende Eigenart unseres Volkes.“ Und diese Treue ist der festeste Grundpfeiler der Monarchie. Seit den Fürsten nicht mehr das Amt allein trägt, seit er vielmehr durch ehrliche Arbeit und vorbildliche Pflichterfüllung als des Staates ersten Diener sich erweist, sind die Monarchien im Bewußtsein des aufgeklärten Volkes — mehr denn je — lebendige Einheiten, die es nicht missen kann, ohne sein Wesen selbst gründlich zu verändern.

---

<sup>1)</sup> Waitz, Politik p. 135.

Der deutsche Idealismus hat die Monarchie ins Leben gerufen; die deutsche Treue geleitet sie sicher durch die Fährlichkeiten der Jahrhunderte. Der regierende Fürst ist nicht bloß das Oberhaupt der Staatsmaschine. Er ist dem Deutschen das Symbol und die Bürgschaft zugleich für die Kontinuität der Volksentwicklung.

Verehrte Festgenossen! Ich wiederhole: Wir sind national gesinnt aus Einsicht, monarchisch aus tiefstem seelischen Bedürfnis. Kopf und Herz verlangen die Hingabe an das deutsche Volk und Reich und an seine Fürsten. Kopf und Herz verlangen auch die Mitfeier der nationalen Feste, insbesondere der Feste im Kaiserhause. Dazu kommt noch die Besonderheit der Persönlichkeit des Trägers der Reichskrone, die wir uns bei der Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums näher zu bringen versucht haben. Heute sei nur auf das Sinnfälligste nochmals aufmerksam gemacht.

Noch lebten Vater und Großvater, als man unserem Monarchen nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken imputierte. Mit Entrüstung hat er diese Beschuldigung zurückgewiesen und schon längst durch seine Taten solch „verbrecherischen Leichtsin“ Lügen gestraft. Er hat sich vielmehr als ein Friedensfürst in des Wortes edelster Bedeutung bewährt. Wie er das grosse Erbe seiner Ahnen, auf Frankreichs Schlachtfeldern in heißem Kampfe erstritten, zu hüten und zu mehren sich unablässig abmüht, so folgt er auch treulich dem Gelöbniß des grossen Heldenkaisers, der nach drei siegreichen Kriegen und hundert glücklich bestandenen Schlachten bei Annahme der Kaiserkrone in seiner Ansprache an das deutsche Volk mit feierlichen Worten Gott bat, „er möge ihm und seinen Nachfolgern verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Freilich zum Kriege mußten wir immer vorbereitet sein. Wie in früheren Zeiten, so ist es auch heute noch: Wer den Frieden hüten will, muß zum Krieg gerüstet sein. Das ist die Tragik der Völkerentwicklung, daß die größte Kriegsbereitschaft zur besten Garantie für den Frieden geworden ist. Der Areopag, der alle Streitigkeiten der Völker und Länder untereinander schlichtet, steht im Register der Zukunft und wird nie Gegenwartsbedeutung gewinnen. Der Traum eines ewigen Friedens ist leider nur ein Traum. Der Krieg wird immer das letzte Auskunftsmittel bei internationalen Streitigkeiten bleiben. „Solange' des Weltengeistes Arme weben, solange' die Menschheit wirkt von Pol zu Pol, bleibt Trauerspiel das große Völkerleben und bleibt ein Schwert sein ewiges Symbol.“ Und nur das scharfe, allezeit schlachtbereite Schwert sichert den Frieden. Darum danken wir unserem Kaiser, daß er die Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft unseres Volkes zu seiner vornehmsten Pflicht gemacht hat, daß er in einem starken, stets schlagfertigen Heere die beste Bürgschaft des Friedens sieht.

Immer kleiner wird die Welt. Der Mensch hat den Raum bezwungen und das Entlegene zum heimisch Vertrauten gemacht. Unaufhaltsam drängt die Entwicklung dahin, die ganze Erde zu einem einzigen großen Wirtschaftsgebiet zu gestalten, wie es noch vor 60 Jahren kaum Europa gewesen ist. So muß denn auch

die Politik den Erdkreis im Auge behalten, wenn sie für die Heimat, für den Frieden und das Gedeihen des eigenen Volkes Sorge tragen will. Und ich meine, es sollte für den Vaterlandsfreund keines Wortes bedürfen, daß die Politik auch die Organe haben müsse, um ihrem Willen über die Weltmeere hinaus den entsprechenden Nachdruck zu verleihen. Der Weltpolitik kann sich keine Nation, sofern sie ihrer Rolle als Kulturträger sich nicht begeben will, entziehen.

Allein die Weltpolitik schätzen wir nicht bloß um des Austauschs der Industriewerte willen. Das Meer macht frei, lautet ein bekanntes Wort. Die Völker, die heute nur ein kontinentales Dasein führen wollten und sich dadurch freiwillig vom großen Strom der einen Weltkultur abschlossen, würden sich nur rückwärts entwickeln nach dem Wahrspruch: Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Zur Realisierung einer Idee ist das Körperliche nötig, und der Menschheitsgeist gewinnt seine volle physische Qualität erst am ganzen Erdkörper. Zur Entfaltung der besonderen Gaben eines Volkes ist daher die Berührung und Durchdringung mit den Kulturnationen unbedingt notwendig. Mit den Raumschranken aber fallen die geistigen von selbst. Friedrich List hat recht: Der Ozean ist nicht bloß berufen, Kampfplatz im friedlichen Wettbewerb der Nationen, sondern auch Wiege einer neuen Freiheit zu werden. Güter zu suchen, gleitet der Kaufmann über den Rücken des Ozeans, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an. So wird also eine starke Flotte nicht bloß zum Schutz des Austauschs materieller Güter, sondern auch eine Macht im Dienste der höchsten Kulturinteressen unseres ganzen Geschlechts. Darum erhebt es unser Herz an dem heutigen Tage, daß das, was Deutschlands Ehre und Kulturrühm fordert, ein Herzensbedürfnis unseres Kaisers ist, daß er neben dem Landheer auch die Seewehr, die mit jenem das starke Rückgrat des Reichskörpers bildet, zu fördern nicht müde wird.

Zu den Gütern und Gaben des Friedens gehören ein gesegneter Gewerbefleiß, gehören die Schätze der Kunst und Wissenschaft. Kennt die deutsche Industrie, immer neu befruchtet von der Erfindungsgabe des wissenschaftlichen Forschers, von der besonnenen Kühnheit des deutschen Kaufmanns an jeden Erdenrand getragen, einen wärmeren Freund, einen tatkräftigeren Beschützer als unseren Kaiser? Vermögen Kunst und Wissenschaft, dieses edle Zwillingsspaar, das nur im Frieden gedeihen kann, einen begeisterteren Verehrer und hochherzigeren Gönner zu nennen als Kaiser Wilhelm II.? Wo in aller Welt — so fasse ich zusammen — ist ein Volk zu finden, dessen Herrscher in reinem, selbstlosem Wollen, in der Kühnheit und Schöpferkraft seiner Gedanken und im Streben nach hohen Zielen unserem Kaiser nahe käme oder gar sich mit ihm messen könnte?

Freilich, jeder Mensch, und sei er noch so hoch gefürstet, ist nur ein Mensch. Kein Sterblicher ist ohne Sünde und Fehl. So entsprechen auch bei unserem Kaiser den großen Tugenden komplementäre Fehler. Werden diese durch einseitigen Parteistandpunkt vergrößert, so entstellt man das Bild des Monarchen und verzerrt die Persönlichkeit des Kaisers. Eine unparteiische Geschichtsschreibung indes wird einst das Urteil sprechen; sie wird die Bilanz ziehen zwischen Soll und Haben und als höchstes Tribunal, das die Menschheit kennt, den erfolgreichen Staatsmann und Friedensfürsten, an dessen Ruhm kein Blut haftet, in die Reihe der bedeutenden Herrscher seines Hauses und der Welt stellen.



Ich eile zum Schluß. Mächtig steht das deutsche Reich da. Seine wirtschaftliche Stellung ist, wie wir erst in den jüngsten Tagen aus berufenem Munde gehört haben, unvergleichlich. Kaufmännischer Unternehmungsgeist und die Geschicklichkeit des deutschen Arbeiters haben ihm einen ersten Platz in der Welt erobert. Auf der sicheren Grundlage materiellen Wohlstands blühen wie das Schulwesen, so die Kunst, Wissenschaft und Technik. Der versöhnende soziale Hauch, der durch die Gesetzgebung geht, legt beredtes Zeugnis ab von der hochentwickelten Sozialethik des deutschen Volkes. Neben die erste Armee unter den Kulturvölkern tritt eine mächtig aufblühende Flotte.

Diese günstige Entwicklung vollzieht sich unter der Ägide unseres Kaisers, der nun über ein Vierteljahrhundert die Zügel der Regierung führt und seine beste Kraft eingesetzt hat zu des Reiches Wohlfahrt und Ehre. Abhold jeder weltbürgerlichen Träumerei, von der Notwendigkeit der nationalen Entwicklung unseres Volkstums unerschütterlich überzeugt, bekennen wir mit Stolz, Deutsche zu sein und freuen uns aufrichtig des Besizes eines Erbkaisertums aus dem Hause Hohenzollern. Unserm Landesherrn aber rufen wir heute die herzlichsten Segenswünsche zu und bekennen in unserer geliebten Muttersprache, die uns allewege sei das Wort der Wahrheit und das Wort der Treue:

Unser guter, trefflicher Kaiser, Wilhelm II.,  
lebe hoch, hoch, hoch!



11111



